



Aus «Burning Desires 11», Zürich, 2022. Entstanden für «Femal Views for Fujifilm Switzerland».

# Ich fordere, Werk und Künstler zusammenzudenken

Die Vorwürfe rund um die Band Rammstein verleihen einer alten Frage neue Brisanz: Wie umgehen mit der Kunst problematischer Männer? Serie zum feministischen Streik, Folge 6.

Von [Ronja Beck](#) (Text) und Johanna Hullár (Bild), 17.06.2023

Was über Menschen gesagt wird, ist oft gar nicht so wichtig. Was *nicht* gesagt wird, dort liegt das Gold vergraben.

Ich habe vier Jahre lang Kunstgeschichte studiert. Dass Pablo Picasso Frauen verachtete, erfuhr ich auf Netflix. Immerhin durch ein:e Kunsthistoriker:in.

Im viel gepriesenen Stand-up-Special «Nanette» von 2018 erzählt Hannah Gadsby, was Gadsby von Picasso hält: nichts. «Ich hasse Picasso!», brüllt Gadsby immer wieder von der Bühne und erklärt das unter anderem mit einem Zitat des Künstlers: «Immer, wenn ich eine Frau verlasse, sollte ich sie verbrennen. Zerstört man die Frau, zerstört man die Vergangenheit, für die sie steht.»

Pablo Picasso zählt zweifellos zu den künstlerischen Ikonen des 20. Jahrhunderts. Ihm wurde und wird deshalb ein eigenwilliges Privileg zuteil, das in seinem Fall Gadsby nicht als erste Person, aber wohl als erste einer so breiten Masse aufzeigte: das Privileg des Nicht-Erinnerns. Und zwar dann, wenns ungemütlich wird.

Wir denken nicht gerne daran, dass unsere Ikonen unsympathische, misogynen, straffällige Menschen sind oder waren. Kein Jahr nach seinem Prozess gegen die Schauspielerin Amber Heard erhielt der Schauspieler Johnny Depp – den man per gerichtlichen Entscheid einen *wife beater*, also Frauenschläger, nennen darf und dessen Misogynie längst kein Geheimnis mehr ist – siebenminütige Standing Ovationen an den diesjährigen Filmfestspielen in Cannes.

Es sind die immergleichen Wege, die zum Applaus führen: Entweder wird gezeugnet – oder es wird getrennt. Das Werk ist vom Künstler zu trennen, heisst es dann. Wer dies nicht tut, ist Teil der angeblichen Cancel-Culture, also eines zensurwütigen Mobs, der die Meinungs- und Kunstfreiheit beschneiden oder gleich ganz abschaffen will, so geht die Erzählung.

Aus kunsthistorischer Sicht ist sie absurd. Es gibt gute Gründe, wieso man sich im Kunstgeschichte-Studium nicht nur durch Ausstellungen, sondern auch durch Archive und Bibliotheken schleppen muss.

Es sind dieselben Gründe, die mich überhaupt zur Kunstgeschichte trieben. Weil ich durch die Museen irrte und nichts verstand. Zu oft wusste ich nicht, unter welchen sozialen und politischen Umständen die Werke entstanden sind. Ich wusste nichts über die Künstler, darüber, wie sie dachten, wie sie arbeiteten, wie sie lebten. Ich musste den Kuratorinnen und den Besuchern, die sich vor ausgewählten Bildern auf die Füße traten, blind vertrauen. Das war mir zu wenig.

Es gibt unter Kunstbetrachtenden wie Kunstschaffenden solche, die finden, ein Werk müsse allein für sich stehen. Davon halte ich nichts. Für mich ist Kunst ein Code, den es zu knacken gilt. Die Schlagkraft eines Werkes verstehe ich oft erst, wenn ich das Künstlerleben halbwegs kenne. Was nicht heisst, dass Leben und Werk nicht auseinanderklaffen können. So war Pablo Picasso ein Misogyn, seiner Kunst sah man das jedoch oft nicht an, wie die feministische Kunsthistorikerin Linda Nochlin schon vor vielen Jahren beschrieb. Auch dieses Wissen kann Kunst noch mal in ein anderes Licht rücken. Aus all dem Wissen wird Kunst eben Kunst und bleibt nicht nur schön anzusehen und der Museumsbesuch nicht nur Schlechtwetterprogramm, sondern, wenn man Glück hat, ein Erwachen. Manchmal auch ein grausiges.

Das Künstlerleben interessiert nicht nur im Vorlesungssaal. Frida Kahlo, Truman Capote, Virginia Woolf, Vincent van Gogh, Tina Turner, Elvis Presley – ihre und viele weitere Biografien pressten grosse Filmstudios in mal bessere, mal schlechtere Filme. Nicht nur an der Uni, sondern auch im Kino gehen dabei gerne mal die ungemütlichen Episoden verloren. Aber ungeachtet dessen interessiert es offensichtlich genügend Menschen, was für eine Geschichte hinter Bildern, Büchern, Liedern versteckt liegt.

Vor diesem Hintergrund verkommt der Ruf nach Trennung von Kunst und Künstler zu einem löchrigen Rettungsring: lieber die Dinge ganz auseinanderhalten, bevor es ungemütlich wird, lieber den Menschen vom Werk trennen, als sich der Komplexität unserer Welt zu stellen.

Die Trennung wird gerne auf ein juristisches Fundament gebastelt: Wieso Konsequenzen ziehen, wenn die Schuldfrage noch nicht verhandelt ist?

Ob nun Rammstein-Sänger Till Lindemann systematisch junge Frauen für Sex hat rekrutieren lassen, sie mitunter betäubt und missbraucht hat, wie ihm das seit Wochen zahlreiche Frauen vorwerfen, hat ja noch kein Gericht entschieden. Im Zweifel für den Angeklagten. Lindemann weist alle Vorwürfe zurück.

Diese Haltung nährt sich oft an einem sozialen Missstand: Bei Sexualstraftaten kommt es in den wenigsten Fällen zu Anzeigen, geschweige denn zu Verurteilungen. Im Fall von Rammstein ging mindestens ein mutmassliches Opfer zur Polizei, nämlich die Irin Shelby Lynn. Ende Mai hat Lynn auf Social Media ausführlich berichtet, wie sie vor dem Rammstein-Konzert in Vilnius zu einer Backstage-Party geladen wurde und einen, wie sie vermutet, mit Betäubungsmitteln versetzten Drink vorgesetzt bekam. Während des Konzerts wurde sie dann für Sex mit Lindemann unter die Bühne geführt. Shelby Lynn lehnte ab, worauf der Sänger wütend geworden sein soll. Nach dem Konzert soll die Irin grosse Erinnerungslücken gehabt und sich sehr schlecht gefühlt haben. Ausserdem war ihr Körper gemäss Fotos voller blauer Flecken. Es war Lynns Bericht, der die jetzige Welle an ähnlichen oder schlimmeren Vorwürfen lostrat. Inzwischen ermittelt auch die Staatsanwaltschaft in Berlin gegen den Rammstein-Sänger.

Aber eben, ob das alles nun stimmt?

Falsche Anschuldigungen geschehen sehr selten. Sie können ebenfalls eine Straftat darstellen. Dass nun, wie die Autorin Margarete Stokowski pointiert schildert, auch für Opfer die Unschuldsvermutung zu gelten hat, geht beim Fundament-Giessen gerne vergessen.

Wenn dann Konzerte von Männern abgesagt, Biografien zurückbehalten, Verträge gekündigt werden, weil es um sie ungemütlich wird und man sich, aus was für Gründen auch immer, fürs Erinnern und Handeln entscheidet, sind die Warnrufe so sicher wie laut: Achtung, freiheitliche Werte in Gefahr! Als wären wir in einem Abwehrreflex gefangen, quittieren wir problematische Männer gerne mit Bühne und Applaus und verkaufen es als eine Verneigung vor unseren demokratischen Grundsätzen.

Doch warum sollen wir uns an Verfehlungen und Straftaten nicht erinnern dürfen? Und warum sollte das Erinnern folgenlos bleiben müssen, das Nicht-Erinnern aber mit Applaus belohnt werden?

Da ist zum Beispiel Roman Polanski. Der Regisseur gestand 1977 in einem Deal mit der US-Staatsanwaltschaft den Missbrauch einer 13-Jährigen ein, floh dann aber ins Ausland – aus Angst, dass der involvierte Richter den Deal bricht. 2009 sollte er am Zurich Film Festival den Preis für sein Le-

benswerk erhalten, wäre er wegen eines internationalen Haftbefehls nicht noch am Zürcher Flughafen verhaftet worden. Der Polanski, der den Preis dann halt 2011 verliehen bekam. Roman Polanski, der 2020 den César, den französischen Oscar, erhielt für Beste Regie, nachdem ihm in den Jahren zuvor weitere Frauen Vergewaltigung vorgeworfen hatten. Und es war die Schauspielerin Adèle Haenel, die bei genau jener César-Verleihung von ihrem Sitz aufsprang, «Schande!» rief und den Saal verliess. Die Haenel, die sich desillusioniert vor einem Jahr aus der Filmbranche zurückzog, die sie als «absolut reaktionär, rassistisch und patriarchalisch» beschreibt.

Was bedeutet das für unsere freiheitlichen Werte?

Unser Weghören, unser Schweigen, unsere Tatenlosigkeit, das Nicht-Erinnern also, verhüllt im Deckmäntelchen angeblich fairer Kunstrezeption, es hat Folgen, die weit über eine Preisverleihung hinausreichen. Am Ende müssen wir uns immer fragen:

Wer bleibt, wenn wir das Werk vom Künstler trennen, und wer geht?

---

### Zur Fotografin

Die Bilder zur Serie zum feministischen Streik stammen von Johanna Hullár. Die gebürtige Budapesterin ist Fotografin und Videokünstlerin und lebt in Zürich. In ihrer Arbeit interessiert sich Hullár für «Verbindung, Intimität, Materialität, Zeit und Wahrnehmung», wie sie selber schreibt. Die Bilder hat Hullár für die Republik kuratiert, sie stammen aus diversen Projekten und Kollaborationen der Fotografin und sollen einen kunstvollen Blick auf Frauenanliegen eröffnen – der natürlich auch viel Interpretationsspielraum lässt. Mehr zu Johanna Hullár gibt es auf ihrer Website.

---

### Zur Debatte: Was fordern Sie?

Was muss sich für Sie in Sachen Gleichstellung ändern? Warum ist Ihnen genau diese Forderung wichtig? Und was erhoffen Sie sich dadurch? Reden Sie mit und teilen Sie Ihre Forderungen mit der Republik-Community. Hier gehts zur Debatte.